

# Feuilleton : Sechzehn Tage im Lindenhof

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Das Rote Kreuz : offizielles Organ des Schweizerischen Centralvereins vom Roten Kreuz, des Schweiz. Militärsanitätsvereins und des Samariterbundes**

Band (Jahr): **15 (1907)**

Heft 10

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-545996>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

als Lehrbuch für Anfänger in der Krankenpflege empfehlen, denn als treffliches Mittel zur Weiterbildung für strebsame Schwestern, denen das Alltägliche ihres Berufes bereits in Fleisch und Blut übergegangen ist. Auch Ärzte, die sich mehr als das gewöhnlich geschieht, mit der Krankenpflege befassen wollen, finden im Pfeifferschen Taschenbuch einen trefflichen Führer.

**Les premiers secours** ist ein kleines Büchlein betitelt, das in Weitentaschenformat in Genf durch die Société générale d'imprimerie herausgegeben wird und den Vermerk trägt «se vend au profit de la Section genevoise de la Croix-Rouge». Prix 50 ct.

Der Inhalt umfaßt auf 33 Seiten, in knapper, klarer Schreibweise (Dr. Lardy) eine Menge nützlicher Ratichläge für die erste Hilfe bei allen möglichen Unfällen des täglichen Lebens. Das Büchlein wird den Samaritern und dem Publikum welscher Zunge treffliche Dienste leisten.

**Krankenpflege.** Vorträge gehalten von Dr. B. Leick („Aus Natur und Geisteswelt.“ Sammlung wissenschaftlich-gemeinverständlicher Darstellungen aus allen Gebieten des Wissens. 152. Bändchen.) Verlag von B. G. Teubner in Leipzig. [IV und 147 S. 8. geh. Mark 1. —, geb. Mark 1. 25.

Das vorliegende Büchlein will nicht etwa den Laien verleiten, der Tätigkeit des Arztes vorzugreifen — ist es doch von einem Arzt selbstverfaßt — wohl aber will es den Laien lehren, ein verständnisvoller

Helfer des Arztes zu sein, der dessen Anordnungen richtig ausführt und ihn im Interesse einer raschen Genesung des Patienten unterstützt. Dazu gehört aber ein gewisses Verständnis der Erkrankungen, ihrer Erscheinungen und deren Ursachen, um richtig beobachten und verständnisvoll handeln zu können, wozu es zunächst wieder einer Kenntnis der innern Organe unseres Körpers bedarf. Deshalb werden zunächst diese hinsichtlich ihres Baues und ihrer Tätigkeit genauer geschildert. Daran schließen sich einige allgemeine Kapitel über die Unterbringung, Ernährung und Wartung des Kranken. Sodann werden die bei den einzelnen Erkrankungen notwendigen Maßnahmen geschildert, wobei ihrer Wichtigkeit entsprechend besonders eingehend die Infektionskrankheiten behandelt werden. Es werden diese in ihren verschiedenen Entwicklungsphasen verfolgt und dann die zur Verhütung einer weiteren Verbreitung geeigneten Vorbeugungsmaßnahmen angeführt. Zum Schlusse finden noch die bei plötzlichen Unglücksfällen, wie Ohnmachten, Krämpfen, Hitzschlag, Erfrieren, Vergiftungen u. a. zu ergreifenden Maßnahmen eingehendere Besprechung. Bei der anschaulichen, gemeinverständlichen Darstellung und der trotz des knappen Raumes erschöpfender Behandlung dürfte sich das Bändchen wohl allenthalben als nützlicher Ratgeber in der Krankenpflege erweisen.

Gute Dienste wird es sicher auch den Ärzten leisten, die Kurse über häusliche Krankenpflege leiten.

### —•— Feuilleton. —•—

## Sedzehn Tage im Lindenhof.

Von einer gewesenen Patientin.

### Im Sanatorium.

An Kinderbetten schritt ich hin  
Und schaute nach den kleinen Wesen drin.  
Sie lagen still und ruhig da,  
Und waren doch dem Feind so nah.  
Und schmerzverzogen sah ich manchen Mund,  
Und tat doch nicht die stillen Leiden kund.  
So manches Kindlein — schon ein kleiner Held.  
In seiner großen Schmerzwelt!  
So manchem Kind sah ich im Weitergehn  
Des Lebens Ernst schon auf der Stirne stehn.  
Und stumm sah ich in meine Brust hinein:  
„Wir Großen — o wie sind wir klein.“

Vor allem was Operation und Spital heißt, haben gesunde Menschen einen gelinden Schrecken und verschwören sich, nie einen Befreundungsversuch mit diesen zwei Worten zu machen. Solange sie gesund sind, ja!

So ist es auch mir ergangen. Was wußte ich von Spital, von Operation? Rein nichts — bis ich mittendrin lag, in beiden.

Da nehme ich einmal an einem Vorfrühlingsmorgen mit steinschwerem Herzen und

einem reperaturbedürftigen Körper Abschied von meinen Kindern und denke so für mich: „Wenn ich wieder gesund und ganz heimkomme, will ich euch nie wieder strafen, und wenn ihr's noch so nötig habt.“ Und verspreche ihnen im Stillen alles Gute aus meiner eigenen Kinderzeit, das man mir in ähnlichen Fällen auch versprochen und nie gegeben hat. Und verspreche meinem Mann, alle Emanzipationsgelüste, die mich von Zeit zu Zeit anwandeln, gleichzeitig aus meiner Seele heraus schneiden zu lassen. Ich verspreche es auch im Stillen, denn wer weiß, ob ich's halten kann? Wenn ich z. B. nicht mehr heimkäme!

Mit melancholischen Gedanken gehe ich meinen Weg nach Kanossa und lasse alle Sünden an mir vorbeifilieren und büße für jede mit dem bedrückenden Gefühl: „Sagt ist vielleicht bald für immer ausgefündigt“.

Endlich komme ich in dem so gefürchteten Haus an. Im Garten davor riecht es schon nach Frühlingszeit und drinnen nach Karbol und Lysol. Doch meine Nase gewöhnt sich rasch an den Wechsel und ich folge der schlanken Schwester, mit der weißen Schürze und dem roten Kreuz, eine Treppe hinauf in eine freundliche geschlossene Veranda. Dann läßt sie mich allein und ich trete ans Fenster und schaue weit über die Häuser hinweg, in die Richtung wohin mein Sehnen geht: nach Hause. Dort fehlt nun zum erstenmal die Mutter. Fremde Menschen schalten und walten an ihrem Platz und fremde Hände gehen mit meinen Kindern um, ob wohl auch so sorglich? Heiß drängt etwas vom Herzen hinauf und in die Augen, doch ich zerdrücke geschwind die Heimwehträne, so daß die Schwester sie nicht sieht, die soeben wieder herein kommt, mit meinem Mittagsmahl — einer halben Tasse schwarzen Kaffee. Freundliche kleine und große Fettaugen schwimmen darauf herum und — ich weiß nicht, was soll es bedeuten, daß mir so traurig im Magen wird. Doch die Fettaugen schauen mich so mild und versöhnlich

an, wie wenn sie mir aus Mitleid eine herrliche Bouillon vorlügen wollten, und ich bin taktvoll genug, ihre Bemühungen anzuerkennen und in dieser Illusion befangen, setze ich die Tasse tapfer an und trinke sie mit samt den Fettaugen, Rizinusöl, in zwei Zügen aus. Meine eigenen Augen halte ich währenddessen aber fest zu. Ernsthaft steht die schlanke Schwester neben mir, ein ganz klein wenig nur zuckt es um ihren Mund. Aber ich beachte es nicht und gebe ihr die Tasse zurück mit den Worten: „Danke, der Kaffee war herrlich!“

„Sie bekommen noch mehr davon!“ antwortete sie, wie mir scheint, etwas maliziös, und schon will ich wieder „Danke“ sagen, diesmal aber in abwehrender Form, als mein Arzt hereinkommt und nach meinem Puls greift. Der geht ein wenig unregelmäßig, was der Angst zugeschrieben wird, die gewöhnlich sich vor einer Operation einstellen soll. Aber nein, von Angst spüre ich nichts, wenigstens jetzt noch nicht, wohl aber kann's sein, daß der rasche Pulsschlag von meinen heimlichen Bemühungen herrührt, die glänzenden Fettaugen, die sich beständig heraufdrängen, in meinen Magen hinunterzuschicken. Dabei muß ich an ein Lied denken, das ich als junges Mädchen gern gesungen habe: „Zwei Augen braun, die liegen mir im Sinn“ und die Variante geht mir durch den Kopf: „Viel Augen schwarz die liegen mir im Magen“.

Nach einer halben Stunde werde ich in mein Zimmer geführt. Es gefällt mir gut, freundlich, lustig, hell, und vom Bett aus den Blick auf die Alpen! Schon will ich mich darüber freuen, als die schlanke Schwester mit der zweiten Tasse Kaffee kommt. Diesmal habe ich kein Verlangen mehr, andere Augen zu schauen, fest richte ich den Blick auf die Nasenspitze meiner lächelnden Pflegerin und nach zwei tüchtigen Zügen ist das Gemisch verschwunden. So intensiv ist mein Hals noch nie eingeölt worden, mag nun kommen was will, es wird alles mit Leichtigkeit herunterrutschen. Wieder gebe ich die Tasse freundlich

dankend zurück und wieder eröffnet sich mir die tröstliche Perspektive auf „mehr“.

Wie ich dann endlich, ein wenig matt von all dem unverhofften Zeug, in meinem Bett liege, und die Berge so weiß durch die Nacht herüberschimmern sehe, erfaßt mich ein Sehnen, hinaus zu eilen und den Bergen mein Elend zu vertrauen. Denn elend ist mir, nach den vielen verschluckten Augen, die in meinem Leibe herumschwimmen, daß meine eigenen auch ganz wässerig werden und in Tränen zu schwimmen probieren, bis sie endlich nach nutzlosem Konkurrenzkampf zu- fallen, um sich erst wieder am frühen Morgen zu öffnen.

Rasch erhebe ich mich und denke: Jetzt gilt's ernst, und kaum denke ich's, werde ich schon abgeholt, ins Bad.

„Habe ich denn das so nötig? Die müssen mich für recht unreinlich halten!“ fährt mir durch den Sinn, eingedenk des gestrigen Bades, das ich noch zu Hause genommen habe. Doch die schlanke Schwester beruhigt mich und setzt mir die Zweckmäßigkeit des Bades unmittelbar vor der Operation auseinander. Nochmals plätschere ich ganz seelenvergnügt im Wasser herum, dann werfe ich das lange Operationshemd über, meinen Morgenrock darauf und denke resigniert: „Jetzt Bögeli iß oder stirb.“ Eigentlich ist's dumm, gerade das zu denken, zu essen bekomme ich ja doch nichts, also summe ich vor mich hin, das Abendlied, das ich allnächtlich meinen Kindern singe: „Morgen früh, so Gott will, wirst du wieder geweckt.“ Das paßt doch ein wenig besser.

„Sind Sie vorbereitet?“ fragt mein Arzt. Ich nicke ja und schaue nochmals mit einem sonderbaren Gefühl zum Fenster hinaus, nach den weißen Bergen hinüber.

Und grüße nochmals nach der Richtung meiner Wohnung hin, und denke an alle meine Lieben. Und etwas bang wird mir im Herzen, daß ich hier so fremd unter fremden Menschen bin. Da bricht ein Sonnenstrahl

schräg durch die Wolken und löst meine Bangigkeit in Worte auf.

„Wenn ich dich, gold'ne Sonne, nicht mehr schaue,  
Wenn ich dich, Erde, nicht mehr sollte seh'n,  
Dann schwinge, meine Seele, dich ins Blaue,  
Und laß' den Körper ruhig untergeh'n!“

Zehnmal habe ich mir das vorge sagt, in einer Umwandlung von Auflösungssehnen. Und denke nicht, daß nur die Seele aus ihrer Angst erlöst werden wollte. Und lächelnd gehe ich schließlich hinein ins Operationszimmer in meinem langen weißen Hemd. Daß es hinten einen langen Anfang und ein langes Ende hat, kommt mir erst wieder in den Sinn, als ich dem, auf meinen bloßen Rücken gehefteten Blick meiner schlanken Schwester begegne. Krampfhaft halte ich nun die beiden Enden zu und schaue neugierig im Raum umher, fünf oder sechs Schwestern sind da und sehen forschend nach mir hin, und ich denke, es sind viel zu viel, eine oder zwei hätten's auch getan. Doch ich ergebe mich drein, denn immerhin sind's Pflegerinnen und keine Lernstudenten, mit welchen ich lieber einen Straußwalzer tanze, als ihre ersten schüchternen Kunstgriffe an mir erproben zu lassen. Also ich denke — nein, ich habe überhaupt nichts mehr zu denken. Liebenswürdig hilft man mir auf einen Tisch hinauf, wo ich's mir so bequem als möglich zu machen suche. Da nimmt man mir die rechte Hand und bindet sie irgendwo fest, und ich komme mir vor wie ein Kälblein, das man angebunden zu seinem letzten Gang führt. Also fest gebunden bleibe ich mit der rechten Hand und die Linke hält meine freundlich lächelnde Pflegerin fest. Und es ist gut so, sonst hätte ich das weiße Ding weggeschlagen, das auf einmal vor meinen Augen hin und her flimmert. „Die weiße schweigenbringende Barmherzigkeit“ taufe ich noch geschwind das Ding, das immer näher vor meine Nase kommt, ganz unverschämt nah, so daß nichts anderes übrig bleibt, als mit wehmütigen Gefühlen den aufdringlichen Duft einzuziehen. Ich versuche mir vorzulügen, es seien Rosen-

düfte, doch es geht nicht mehr. Im letzten Augenblick habe ich noch den letzten klaren Gedanken, daß es in dieser Minute keine Lüge und keine Täuschung mehr gibt. — So wird es mir wohl einmal ergehen in meiner letzten Stunde. Da wird das Leben in seiner nackten Wahrheit nochmals vor mir stehen, um mir zu zeigen, daß es nicht vermag, über das Sterben hinweg zu täuschen. —

Also keine Täuschung mehr, umsonst sucht sich der letzte Rest meines Bewußtseins nochmals zur Klarheit durchzuringen, bis auch er schwindet und alles um mich und in mir in einer tiefen Grabesstille versinkt. — Nun kommt eine lange dunkle Pause. Ich fühle nichts. Ich weiß nichts. Ich bin einfach nichts.

(Schluß folgt.)

## Vermischtes.

**Lange Nägel.** In gewissen Kreisen, welche angeblich die Mode repräsentieren, ist es Sitte, oder besser Unsitte geworden, lange Nägel zu tragen, und ein eigener Beruf hat sich herausgebildet, der die systematische Pflege dieser Nägel ausübt. Sowohl vom gesundheitlichen als vom ästhetischen Standpunkt aus muß ganz entschieden gegen diese Gewohnheit Stellung genommen werden, und selbst der rosige wohlgehaltene Nagel an einer schönen Damenhand kann nicht wirklich schön gefunden werden, sondern selbst er erinnert unwillkürlich an die Krallen des Tieres. Viele Leute aber verstehen nicht einmal den langgewachsenen Nagel sauber zu halten, und dann wirkt der Anblick einer solchen Hand direkt eckelhaft, und nur ungern legt man in dieselbe zum dargebotenen Handschlag die feine. Indessen auch bei der größten Sauberkeit ist es unvermeidlich, daß der lange, spitze Nagel kleine Hautverletzungen veranlaßt, und da außerdem die sichtbare Keimlichkeit sich mit der unsichtbaren hygienischen nicht deckt, da unter dem scheinbar reinen Nagel doch Krankheitskeime sich angesammelt haben können, so fügt der Nagel zu der Verletzung sehr häufig auch die Infektion der Hautwunde, und es entstehen kleine oder größere Geschwüre, bisweilen sogar Furunkel. Derartige Verletzungen können der eigenen Person, aber auch einer anderen zugefügt werden, und vor allem gefährden Mütter, die

einer solchen Nagelsitte huldigen, ihre Kinder, mit denen sie in häufige und enge Berührung kommen. Der Nagel soll daher stets kurz getragen werden und unmittelbar über der Fingercuppe enden, da er ja hauptsächlich nur den Zweck hat, diese zu schützen. Ganz besonders dürfen aber Krankenwärterinnen niemals lange Nägel haben, da sie dadurch die Übertragungsmöglichkeit der Krankheit auf gesunde Personen, denen sie eventuell die Hände geben, ganz wesentlich erhöhen.

**Kalte oder geheizte Schlafzimmern?** Viele Menschen meinen, es sei besonders gesund, im kalten Zimmer zu schlafen und erzählen, um ihre Abhärtung zu beweisen, daß ihr Waschwasser früh im Schlafraum gefroren sei. Das mag robusten Naturen gut bekommen, für die Mehrzahl der Kulturmenschen ist das aber, wie „Unser Hausarzt“ betont, gar nicht so gut. Für sie ist es viel richtiger, ihren Schlafraum, ehe sie zur Ruhe gehen, durch Anheizung auf etwa zehn bis zwölf Grad Reaumur zu temperieren. In einem ungeheizten Raume ziehen die Mauern Feuchtigkeit an, er lüftet infolge dessen schlecht aus. Auch die Möbel und Betten halten die Feuchtigkeit fest. Es herrscht eine schwere und unbehagliche Luft in solchen kalten Zimmern, besonders an feuchten Nebeltagen. Die regelmäßige leichte Durchheizung hält dagegen die Wände trocken und durchlässig für den Luftwechsel.